

Abschied nehmen, damit Neues nachwachsen kann. Was Kirchenentwicklung vom Waldumbau lernen kann

Kirchenentwicklung und Waldumbau zusammen zu denken, drängte sich mir vor einem Jahr auf. Ich gehöre zum Leitungsteam unserer Ordinandenfreizeit. Eine Wanderung ist obligatorisch. Wir kamen thematisch gerade aus dem Block: Wie geht es mit unserer Kirche weiter? Ich diskutierte mit Landesbischof und einer jungen Pfrn. angeregt weiter: Und auch beim Laufen ist der Kontext wichtig: Diese Szenerie hatte etwas Erschreckendes. Es legte sich wie Mehltau auf unsere Stimmung.

Ich nehme Sie visuell mit auf die Wanderung. Sie führte uns zum Forsthaus Plessenburg; einst ein Ausflugslokal, das mitten im Wald lag. Einst. Heute sieht es dort so aus.

Hier im Harz geht es nicht um Waldentwicklung, sondern um das Waldsterben und wie es danach weiter geht. 80-90% des Bestandes ist dort abgestorben.

Und ähnlich steht es um unsere Kirche. Sie kennen diese furchtbaren Grafiken mit den Kurven, die irgendwie immer nach unten zeigen. Nur eine Zahl: In 20 Jahren haben wir 42% des Mitgliederbestands verloren.

Langsam, aber bei dem Alter und der Tradition (Luther, Bach, Zinzendorf haben diesen Baum gegossen) dramatisch.

Seit Corona mehren sich die Stimmen, die unserem Kirchenwesen noch 10 oder 15 Jahre geben. Und dass es in 25 Jahren den Fichtenwald so nicht mehr geben wird, darauf weist der aktuellen Waldzustandserhebung. Nicht das **Dass**, sondern das **Wann** ist in beiden Fällen fraglich.

Ich bringe diese Themen Kirchen- und Waldentwicklung also mit einer gewissen Dramatik ein und will damit vor allem signalisieren: Es ist für uns kein Sonntag-Abend-Knabberspaß-zum-Bier-Thema!

Nach den notwendigen Abschieden werde ich das Bild einer Wald-Wildnis-Kirche zeichnen und möchte Euch mit in die Gedanken nehmen, die vor einem Jahr bei dieser Wanderung ihren Anfang nahmen.

Abschied von der Monokultur

Bei einem Spaziergang durch den Harz versteht man schnell: Das, was hier stirbt, ist nicht der Wald, sondern ein Baum – nämlich die Fichte. Oder besser: Es stirbt eine spezifische Form von Wald: Eine Plantage; böse Zungen sagen: ein Feld mit Bäumen drauf. Natürlich bildete dies ein Ökosystem mit Pilzen, Humus, Rotwild etc. Aber es war eine komplett menschengestaltete, wirtschaftlich basierte Monokultur. Die Fichte war *der* Wirtschaftsbaum: Oftmals schön ordentlich in Reih und Glied.

Die Vorteile waren stets unschlagbar: Ästhetisch, gerades Holz, schnell wachsend. So haben sie unsere Mittelgebirge geprägt; sind zum Inbegriff von Wald und Wildnis geworden.

Sie hat eigentlich nur einen Makel: Sie liebt es kühl, hat flache Wurzeln und braucht viel Wasser. Und genau das wird ihr gerade zum Verhängnis. Also haben diese Bäume keine Chance mehr – der Käfer erkennt, wenn sie geschwächt sind; Stürme und Feuer geben ihr den Rest. Die Umweltbedingungen haben sich geändert, so dass dieser Waldtyp keine Zukunft mehr hat.

Bei unserem Kirchensterben ist es nicht ganz anders: Hier stirbt nicht die Kirche, sondern eine spezifische Form von Kirche: Ein uniformes Kirchenwesen, aus der Reichsverwaltung im Mittelalter entsprungen und durch die Reformation noch einmal tüchtig vereinheitlicht.

Gleichförmigkeit als Qualitätsmerkmal: Eine wie die andere: Gottesdienst, Kirche, Musik – alles wurde konfessionell standardisiert.

In einer homogenen, christianisierten Gesellschaft, wo man den Bestand verwalten konnte, war diese Kirchenart sehr effektiv.

Wo es um Individualität und Selbstwirksamkeit geht, ist Gleichförmigkeit und Versorgung kein gutes Konzept. Die Umweltbedingungen haben sich geändert, so dass dieser Kirchentypus keine Zukunft mehr hat.

Freilich: Nicht überall ist Harz und nicht überall ist Mitteldeutschland. 85% des Fichtenbestandes in D noch intakt!

Andreas Bolte vom Thünen-Institut für Waldökosysteme weigert sich, von einem Waldsterben 2.0 zu reden; Wenn ich Ihnen dieses aktuellen Bild aus Geraberg im Thüringer Wald zeige, sieht es ganz und gar nicht so aus, als wenn die Fichtenplantagen keine Zukunft haben.

Und auch Kirchensterben gibt es nicht überall: Kürzlich war ich zu einer Hochzeit in einem badischen Dorf; Neues Gemeindehaus (Mioprojekt), Förderverein, der eine Jugendmitarbeiterstelle finanziert; der eigene Kindergarten um die Ecke – da mag es unpassend sein, dieser Kirchenform das Leben abzusprechen.

An manchen Orten hat unser Kirchenwesen sicher eine Zukunft; und auch 700 Hm geht man davon aus, dass die Fichte dominant bleiben wird.

Das heißt: Generalisierungen helfen nicht mehr; in der kirchlichen Landschaft müssen wir mit Ungleichzeitigkeiten leben und uns in unseren Steuerungsimpulsen entsprechend anpassen.

So gibt auch Andreas Bolte vom Thünen Institut zu, dass die Lage sehr ernst ist – und der Waldumbau weiterlaufen muss (denn läuft ja faktisch schon seit 20-30 Jahren). Richtung ist klar:

Das Paradigma der Monokultur hat ausgedient. Peter Spathelf warnt beim Pflanzen dürreresistenter Bäume: „Nicht wieder den alten Fehler machen, indem wir sie großflächig pflanzen“. Denn „großflächige Bepflanzung im Reinbestand gehört der Vergangenheit an“. Das „Zauberwort ist der Mischwald mit funktionell unterschiedlichen Baumarten“ (Lichtbaumarten mit Schattenbaumarten; Tiefwurzler und Flachwurzler). Mixed Economy oder Ecology eben!

Ein Leitbegriff im Kirchenumbau, ca. 20 Jahren alt und wirklich nicht mehr neu. Es sollte längst zum Paradigma der Kirchenentwicklung gehören, auch gemeindlich auf Vielfalt zu setzen. Mitnichten ist das so!

Das implizite Leitbild unserer Kirchenpolitik folgt noch immer ganz klar die Monokultur. Alle Kirchenverfassungen der EKD-Gliedkirchen gehen von der Parochie als dem Normalmodell von Kirche aus; in moderneren Versionen dürfen Erprobungsräume sie gnädigerweise ergänzen. Die Finanzströme sind an Mitgliedschaft gekoppelt, die an den Parochien hängen. Mitbestimmung – läuft über das Delegationsprinzip aus der Kirchengemeinde, über Kirchenkreis usw. Unsere Erprobungsräume werden im regulären Finanzierungsmodell nicht berücksichtigt und keiner ihrer Vertreter sitzt in der Synode.

Es ist, als würde uns immer wir immer noch nichts Besseres einfallen, als Fichten zu pflanzen! Hört endlich auf, die Parochialgemeinde als Normalmodell; den Pfarrer als den Exponenten und den Gottesdienst als den Inbegriff des Christlichen zu begreifen. Das ist Kulturpflege und nicht mehr Ausrichtung am Evangelium. Unsere Gesellschaft hat sich radikal verändert. Hört auf, überall Fichten zu pflanzen!

Eine Kirche, die lernt

Ja, was denn dann? Gute Frage! Meine Kollegin und ich, wir sind damit konfrontiert worden, als wir vor einigen Wochen am Wittenberger Predigerseminar waren. Wir sprachen u.a. mit der Rektorin darüber, wie unternehmerische Kompetenzen Teil der Ausbildung sind – und wie sie es werden könnten.

In dem Gespräch ist mir ganz neu deutlich geworden, wie sehr wir alles auf den klassischen Pfarrdienst hin entwerfen: *Die* dominierende Berufsgruppe wird darauf – böse gesprochen – abgerichtet.

Im Bild: Die ganze Ausbildung läuft darauf zu, Fichtenmonokulturen, also Bestandspflanzungen, gut zu verwalten.

Mir ist aber auch aufgefallen, wie ratlos die Auszubildenden eigentlich sind. Sie stimmen zu: Das bisherige Leitbild ist am Zerbröseln. Und solange sie kein Neues haben, bleiben sie beim Bewährten.

Wenn ich Waldumbau richtig verstehe, wird kein Baum künftig dominieren. Die Douglasie oder die Eiche wird nicht die neue Fichte.

Aber dann muss es doch darum gehen, kontext- und bedarfsorientiert zu agieren. Sich zu fragen: „Was ist hier gerade dran?“ Alte Fresh-X-Logik. Nicht neu, aber noch nicht eingelöst.

Und dann braucht es nicht nur *ein* Werkzeug im Koffer, mit dem ich reagiere; sondern verschiedene Tools, die je nach Kontext ausprobiert werden.

**Kontextanalyse, vielfältige Ansätze und die Logik des Ausprobierens** – diese drei Dinge müssen mindestens vermittelt werden.

Das sind alles Spielarten des Lernens. Es ist dies eine neue Haltung, die wir am nötigsten als Kirchen brauchen. Endlich, endlich wegkommen von der Einstellung: Wir wissen, wie es geht; was Du brauchst und wie Kirche funktioniert.

(Und eines möchte ich hier noch klarstellen: Erprobungsräume sind kein Reformprogramm, was die Sorgen der Volkskirche löst. Wir erproben ja gerade, weil wir es nicht wissen. Erprobungen stellen keine *Antwort*, sondern *eine Methode dar*, um auf die Suche zu gehen und *Fragen* zu finden.)

Schließlich: Wegen dieser unsicheren Situation im Übergang benötigen wir eine Praktische Theologie, die die Grundlagen neu auslotet und neue Kirchenbilder bzw. – modelle vorschlägt. Und nicht eine, die das volkshkirchliche Paradigma verteidigt.

Grundlagenforschung sieht auch Henrik Hartmann in der derzeitigen Walddebatte als das Allerwichtigste an. Er ist Ökophysiologe am Max-Planck-Institut für Biogeochemie in Jena.<sup>1</sup>

*„Wenn wir Aussagen treffen wollen, welche Baumarten die nächsten Extremereignisse überleben können, dann müssen wir ganz genau verstehen, wie die Physiologie z.B. dieser Bäume aufgebaut ist. .. Und dazu sind Grundlagen notwendig, die wir in der Vergangenheit gar nicht haben kennen müssen, weil alles ein Stück weit vorhersehbar war.“*

Nehmen wir die Kiefer. Sie „Hat ein tiefes Wurzelwerk; gilt unter den deutschen Baumarten eigentlich als dürretolerant; weil sie die Möglichkeit hat, an die tieferen Bodenschichten zu kommen. Aber gerade die tieferen Bodenschichten in Nord-Ostdeutschland sind ganz besonders stark ausgetrocknet sind und damit geht die Strategie der Kiefer auf Dauer nicht mehr auf und sie stirbt jetzt in großen Zahlen.

#### Trauer und Verlust? Fehlende Abschiede

Katharina Pietzko, Leiterin des Forstamtes Schleiz, erzählt im MDR-Interview – gerade als ihre Mitarbeiter großflächig Schadholz im Thür. Wald „aufarbeiten“ und die Kettensäge sie immer wieder unterbricht: „Das ist wirklich ne Katastrophe für uns. Da schmerzt auch einfach das Försterherz. Wir können ganz, ganz schwer das eigentlich alle verkraften - ist auch ne psychische Belastung für viele Kollegen; weil ja Viele hier auch Jahrzehnte gearbeitet haben und das ist ihr Lebenswerk und das wird jetzt hier komplett aufgefressen. Das tut natürlich massiv weh.“

Ein Lebenswerk war die Arbeit in der Kirchengemeinde auch für viele Kolleginnen. Treu haben sie ihren Dienst versehen, gepredigt, beerdigt und besucht: Wenn sie in den Ruhestand gehen, bleibt das Pfarrhaus verwaist, die Pfarrstelle wird geschlossen.

Das schmerzt; vor allem für die, die bleiben. Die Kirchengemeinden, die Ehrenamtlichen, von denen sich ebenfalls Viele jahrzehntelang engagiert und aufgeopfert haben. Was ich allerdings vermissem und was unsere Situation von den Forstarbeitern in Schleiz unterscheidet:

Wir Kirchen ziehen zwar das Personal zurück; aber sonst bleibt alles beim Alten; rein strukturell. Wir erhalten die flächendeckende Versorgung aufrecht, die Kirchengemeinde

---

<sup>1</sup> Anlässlich des am Max-Planck-Institut für Biogeochemie in Jena; Vom 20. bis 22. Juni 2022 fand das erste Wald-Klima-Forum am Max-Planck-Institut für Biogeochemie in Jena statt. Dr. Henrik Hartmann, Ökophysiologe:

bleibt bestehen, das Pfarrhaus in ihrem Besitz und ja, um Friedhof und Kirchengebäude muss sie sich auch noch kümmern.

Gesagt wird den Christen vor Ort zwar: Ja, hierher wird niemand mehr entsandt; aber der Nachbarkollege ist doch ganz für sie da; sie kooperieren mit der Nachbargemeinde und daraus ergeben sich ja ganz viele neue Chancen. Also eigentlich ist diese Schließung ein Gewinn!

Das ist Abschied auf „kirchisch“. Wir sprechen nicht aus, was die Leute in den Dörfern doch längst ahnen: Es wird seltener Gottesdienste geben; es kommen weniger; der Seniorenkreis schläft ein usw.

Wir trauern eben nicht; jedenfalls nicht öffentlich und ritualisiert. Deswegen ist diese Folie ja auch leer.

Wenn ich keinen Schlusstrich ziehe, dann findet die Trauer kein Ende. Vor allem aber: Wer das Ende verschleppt, erlebt keinen Neuanfang!

Was bleibt, wenn Leben weicht

Vielleicht fällt uns der Abschied so schwer, weil äußerlich erst mal alles beim Alten bleibt: Wie beim Baum: Ja, die Nadeln fallen ab; aber bis in die Spitzen bleibt der Baum erhalten; Wenn nicht gerade Windstöße kommen, kann so eine Baumgerippe einige Jahre erhalten bleiben. Sieht immer noch aus wie ein Wald.

Und wenn Kirchen sterben? Bleibt die Kirche auch erst einmal stehen. Von den 3.971 Kirchengebäuden (ca. 1/5 der EKD!) gab es seit 1990 nur 37, die außer Dienst gegangen sind. Dagegen wurden 136 Kirchgebäude neu gebaut. Unser Gesetzeswerk wächst beständig und offiziell haben wir noch immer eine flächendeckende Gemeindestruktur.

Das Leben ist gewichen, aber die Strukturen bleiben stabil. Wie der Kohlenstoff, den die Bäume in Form von Holz abgelagert haben, bleiben auch unsere Strukturen übrig – sie waren mal dazu da, das Leben zu stützen; nun bleiben sie.

George Lings verglich die Taktik der westlichen Großkirchen einmal – und hier bricht das Bild etwas – mit einer Obstplantage, in der die Bäume alt geworden sind und auch wenn nicht alle tot sind – so bringen sie doch keine Früchte mehr. Und nun, sagte er, anstatt sie weg zu nehmen und Platz für neue Bäume zu schaffen, kaufen wir Äpfel im Supermarkt und kleben sie an die Spitzen der Äste. Und freuen uns und feiern, wie lebendig der alte Baum der Volkskirche doch noch ist.

Wir sind ja immer noch so ein unerlässlicher zivilgesellschaftlicher Akteur. Es gehen ja immer noch mehr Menschen in den Gottesdienst als Fußballfans zur Bundesliga. So sehen unsere Früchte aus, die wir an die sterbenden Bäume kleben. Und sie verschleiern uns die freie Sicht auf das Potential des Baumes, der seine besten Jahre hinter sich hat.

Nun gut, Bäume stehen lassen, ist ein probates Mittel im Waldumbau. Ich sage dazu gleich etwas. Es gibt allerdings einen gewichtigen Unterschied: Die Kirche kümmert sich noch um

die toten Stämme. Ein Förster düngt das Totholz nicht mehr; sondern er schaut, dass dazwischen Neues wachsen kann.

– und wir haben dazu keine Zeit, weil wir die kahlen Stämme für lebendig halten, sie hegen und pflegen; Orgeln einbauen; und alles ordentlich verwalten. Heute muss eine Kollegin in der EKM bis zu 26 Kirchengebäude betreuen! Wo bleibt da Zeit für die Neuaufzucht?

Das Schräge ist: Wenn Christen wachsen und reifen, entlassen wir sie nicht in die Selbständigkeit, sondern glauben und beten sogar noch für sie, wenn sie groß geworden sind. Dabei sollten reife, alternde Bäume nicht mehr versorgt werden, sondern ihrerseits gute Bedingungen für den Nachwuchs sorgen.

Strategien im Waldumbau – von neuen Wirtschaftswäldern und dem re-wilding

Wie denkt man Kirchenumbau denn nun nach vorne? Ich möchte nach den notwendigen Abschieden nach vorn schauen – ein Bild entwerfen, worauf es künftig ankommt.

Und auch hier lasse ich mich vom Waldumbau inspirieren; speziell vom Harz. An ihm kann man exemplarisch zeigen, wie es um den deutschen Wald steht.

Der Nationalpark Harz ist einer der größten deutschen Waldnationalparke mit nahezu 25.000 Hektar; zwischen Niedersachsen und S-A. Brocken ist höchste Erhebung; 1142 m;

Getreu dem Motto „Natur Natur sein lassen“ war es in den letzten Jahren erklärtes Ziel, immer größere Teile des Parks zur sogenannten „Naturdynamikzone“ werden zu lassen; Inzwischen sind es über 75% der Fläche, auf der sich Flora und Fauna ohne Eingriffe des Menschen entwickeln kann.

6

Solange der Wald wächst und gedeiht, findet der Ansatz breite Zustimmung; aber gerade im letzten Jahr kochten die Emotionen hoch: 80% des Baumbestandes ist tot. Das irritiert die Gäste. Die zahlreichen Brände (übrigens fast ausschließlich Brandstiftungen) riefen Politiker, Touristiker und besorgte Anwohner auf den Plan: Schafft das Holz raus! Pflanz Bäume nach – sprüht endlich Gift gegen den Käfer!

Man hat sich dann auf Brandschneißer geeinigt; beräumt das Totholz an den öffentlichen Verkehrsachsen – und mutet den jährlich etwa 2 Mio Brockentouristen die toten Fichtenstangenäcker zu. Dafür wirbt man bei *Totholzwanderungen* für die eigene Philosophie – eben nichts zu tun, höchstens zu beobachten! Warum?

„So soll der Wald mit seiner ureigenen biologischen Vielfalt wieder zu neuem Leben erwachen. Etwas soll hier entstehen, was es seit Jahrhunderten nicht mehr gab: Ein Urwald.“

Und das passiert wie? Indem der Mensch sich zurückhält. Denn es ist ja nicht so, dass nach dem Waldsterben alles tot bliebe – und es immer so aussähe. Nein, denn das Leben geht weiter – auch nach einer radikalen Rodung; so traurig und hoffnungslos das aussieht.

Denn wer genau hinschaut, entdeckt überall zwischen den toten Bäumen oder Baumstümpfen neue Triebe. Zaghaft, kaum sichtbar. Eher ungeordnetes Gestrüpp und Gräser – Himbeere, Vogelbeere – und erste Bäume, die letztlich die Oberhand behalten. Der sogenannte Pionierwald.

Er besteht im Harz aus Birken, Eschen und der Fichte – ja, auch sie kehrt zurück. Daneben andere Bäume, deren Samen im Boden schlummern oder die durch Tiere mitgebracht werden: Denn Wildtiere sind Bioingenieure – Hirsche verbreiten z.B. 40% der Pflanzen im Wald - Migration von außen ist wichtig; findet auch Francis Hallé;

Er hat in den tropischen Regionen jahrzehntlang den Regenwald beobachtet und ist sich sicher, dass er zurückkehren wird, wo der Mensch ihn zerstört hat: Er muss sich nur zurückziehen. Auf den Pionierwald, der das Feld bereitet und aus schnellwachsenden, kräftigen Bäumen besteht – und noch relativ arm an Biodiversität ist, folgt der Sekundärwald, so schreibt er: Ein Wald, der schon wesentlich mehr Flora und Fauna bietet und seinerseits das Feld bereitet für den Primärwald mit den Baumriesen, den Lianen und Farnen, Schmetterlingen und vielen Arten, die wir noch nicht einmal kennengelernt haben, bevor wir sie vernichtet haben. Aber das dauert in den Tropen 700 Jahre; in unseren Breiten geschätzte 1.000 Jahre.

Doch zurück zum Harz: In 10 Jahren sind die Pionierbäume schon 5m hoch; da ist die Sicht dann nicht mehr frei. Eindrücklich diese Vorher-Nachher-Photos, die zeigen, was in wenigen Jahren wachsen kann und dass der Wald keineswegs tot ist – auch wenn ein gewisser Waldtyp ausgestorben ist.

Ein Politikum ist dabei das Schadholz. Im Harz belässt man es im Wald. Warum? Dafür gibt es mehrere Gründe:

- Bleiben die Bäume stehen, verbessern sie das Waldinnenklima: Bis zu 7 C kälter sei es dort, wo die alten Stöcher einfach stehen bleiben – so hat es die Hochschule für nachhaltige Entwicklung gemessen.
- Auch diese Stöcher spenden Schatten und schützen Jungblätter am Boden vor Sonnenbrand.
- Kälteeinfälle im Frühjahr mildern sie ebenso ab
- Sie fangen den Wind ab und schützen vor Erosion.
- Zudem bieten sie Lebensraum für den Schwarzspecht, Sperlingskauz und den Baummarder, die die alten Gerippe bevorzugt nutzen.

Das stehende Totholz erfüllt also eine wichtige Funktion für das Ökosystem Wald – vor allem für die nachwachsende Generation.

Und sind sie einmal gefallen, bilden sie eine wichtige Nahrungsgrundlage für viele Pilze und Kleinorganismen, die sie zu düngendem Humus verarbeiten.

Sie sind ja randvoll mit Nährstoffen;

Damit bilden sie die Grundlage, dass eine neue Generation von Wald heranwachsen kann.

Krass zu beobachten bei der Fichte: Auf umgefallenen Stämmen wachsen bis zu mehrere 100 kleine neue Fichten. Kadaververjüngung nennt man das.

Ein weiterer Effekt: In die Mikadohaufen an umgefallenen Stämmen geht das Wild untern. So findet der Baumnachwuchs Schutz vor ihrem Appetit.

Liegendes Totholz bezeichnet Rangerin Sabine Pfefferli mit ihrem Schweizer Hochdeutsch als Schatz des Nationalparks, weil es die „Grundlage alles Neuen“ sei.

Jenseits der Naturdynamikzone, wo der Mensch gar nicht mehr eingreift, existiert im Nationalpark Harz die Naturentwicklungszone, immerhin 25% der Fläche. Seit Jahren schon unterpflanzt man die Fichtenforste mit den eigentlich dort heimischen Laubbäumen.

Wo die Fichtenmonokultur noch intakt ist, lichtet man etwas aus – oder schaut, wo schon Lichtungen sind - und pflanzt eine zweite Etage darunter:

Ebereschen, Buchen, Bergahorn etc. So haben die kleinen Setzlinge genug Licht und Wasser; aber auch Nährstoffe; denn Fichten geben gerne ab und lassen andere leben.

Und auch wenn nicht alle diese kleinen Bäume aufgehen; sie spenden ihren wertvollen Samen, der aufgeht, wenn die Fichte gehen wird. Wenn die Fichte stirbt, hat man neue grüne Inseln, die übernehmen.

So macht man es an vielen Stellen, auch in den Wirtschaftswäldern. Am Schneekopf im Thüringer Wald versucht man, durch ganz moderate Unterpflanzungen die Weißtanne wieder zu etablieren, die hier einst heimisch war. In der Dübener Heide baut Franz Prinz zu Salm Salm, einer der großen privaten Waldbesitzer, den Wald seit bereits 30 Jahren aktiv um. Obwohl man es an vielen Stellen noch nicht sieht. Denn Waldumbau braucht Jahrzehnte, bis er sichtbar wird.

Das Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft setzt seit neuestem Anreize, mehr auf Biodiversität und Mischbestand achten; auf Kahlschläge zu verzichten usw. Gerade die privaten Besitzer mit ihren wirtschaftlichen Interessen sollen die entschädigt werden für Maßnahmen, die dem Naturschutz dienen. 900 Mio € stellt die Bundesregierung dafür zur Verfügung.

8

Allerdings setzt sich die Politik auch dafür ein, „Naturwaldflächen“ einzurichten – also so wie im Nationalpark den „Wald Wald „sein zu lassen. Sie strebt an, dass Wälder aus der Bewirtschaftung genommen werden, Flächen stillgelegt werden.

### Re-Wilding als Bewegung

Damit sind wir bei einer Idee, die auch ganz abseits der Wälder um sich greift und inzwischen zu einer globalen Bewegung geworden ist:

Das re-wilding; „die Wiederherstellung natürlicher Ökosysteme und prinzipiell natürlicher Landschaft in zuvor von Menschenhand in Kulturlandschaften umgewandelten Gebieten. Im Laufe der Zeit sollen die menschlichen Eingriffe zurückgefahren werden, die Natur sich selbst überlassen werden.“

Ziel ist die Steigerung der Biodiversität und die größere Resilienz, die Ökosysteme so bei den künftigen klimatischen Herausforderungen erhalten.



Sie verdankt sich einem neuen Zutrauen in natürliche Prozesse und versteht den Menschen eher als Teil eines weltumspannenden Ökosystems als dem Herrn der Schöpfung.

Prominentes Beispiel Tschernobyl. Nachdem der Mensch dort geflohen ist und eine kontaminierte Landschaft zurück gelassen hat, kann man dort eine überraschende Zunahme der Biodiversität und die Rückkehr verdrängter Säugetiere beobachten: Elche, Wildpferde, Bären und Wölfe.

„Menschen zerstören Ökosysteme und die Tierwelt mehr als radioaktive Verstrahlung.“ – so die Schlussfolgerung von George Monbiot, einem der Vorreiter der Idee.

2013 bildete sein Buch „Feral. (ungezähmt, wild) Rewilding the land, the sea and human life“ den Auftakt der Bewegung, die z.B. in Europa zur rewilding Europe Initiative geführt hat, die an 10 Stellen aufgegebene Kulturlandschaften der Natur zurückgeben möchte; 10%, so die EU, sollen künftig solche Areale werden.

Das haben wir doch schon? Sagen Sie! Ja, argumentiert Monbiot, wir haben Schutzgebiete. Aber das sind eigentlich große Gärten. Das Wort „Conservation“ ist hier verräterisch. Man möchte einen gewissen Zustand erhalten/bewahren. Und diesen Zustand bestimmen wir.

Die „baseline“, der Referenzpunkt stellt ein bestimmter Zustand in der Geschichte dar, den wir gut kennen – und den wir für natürlich halten. Wie den Fichtenwald im Harz. (Sonntagsschule in Pfarrgemeinden). Damit erhalten wir ein menschengemachtes Ökosystem.

Beim Re-wilding ist es dagegen so, dass der Mensch den Platz auf dem Fahrersitz räumt und der Natur überlässt. Wir treten ein Stück zurück. „Hört auf, die Dinge zu regeln. Die Natur kann das besser als wir.“

D.h. aber auch: re-wilding ist mehr eine Methode oder Einstellung, weniger ein Ergebnis. Denn wir als Menschen wissen nicht, wo die Natur dabei landet.

„By definition the rewilded future is unknown.“ (Aisthorpe, 12)

re-wilding kann freilich schon bedeuten, dem Ökosystem einen Schubs zu geben. Beispiele dafür wären die Wiedereinführen des Wolfes – z.B. im Yellowstone National Park.

Oder das Rückbauen von Dämmen im Stettiner Haff, die die Vernässung von Freiflächen verhindert haben.

Aber dies soll nicht der Anfang eines kontrollierten Umbaus werden sondern eine Art Stimulus, damit sich das System wieder stärker selbst steuert.

Für Monbiot ist das das „Tor zu einem zauberhaften Königreich“ und spätestens hier zeigt sich, dass man diesen Ansatz auch kulturphilosophisch und theologisch etc. reflektieren – und auch kritisieren – muss: Natur bleibt immer auch gefallene Natur. Sie nun zu hystasieren und ihr unkritisch die Steuerung zu überlassen, kann doch nur ein romantischer Irrweg sein, oder?

## Rewilding the Church – ein Korrektiv

Nein; ich sehe diese Bewegung als ein notwendiges und längst überfälliges Korrektiv unserer bisherigen Ansätze im Umgang mit der Natur – aber eben auch mit der Kirche Jesu Christi.

Wir sollten endlich Abschied nehmen vom Kontrollparadigma: Kirche steht nicht mehr an der Seite des Staates. Wir organisieren nicht mehr das religiöse und sittliche Leben der gesamten Bevölkerung. Auch standardisierte Verwaltung ist eine Form der Herrschaft.

Das andere ist – nach vorn gewendet – dass wir endlich Frei geben und Loslassen sollten; unsere Steuerungsparanoia aufgeben und uns von der rewilding-Idee inspirieren lassen sollten.

Selbst unsere gut gemeinten Kirchenreformen sind immer noch beseelt von dem latenten Machtanspruch: Wir können die Taufquote heben; selbst die Idee einer mixed economy verdankt sich einem latenten Herrschaftsanspruch: denn wir sind es doch, die das organisieren wollen. Ärmel hochkrepeln und los geht's!

Wie war das noch mal? Wer ist der Herr der Kirche? Wem sollten wir den Fahrersitz überlassen?

Steve Aistorpe fordert in seinem Buch „rewilding the church.“ Gott und den heiligen Geist die Kontrolle zurück geben und uns nicht als die missverstehen, die Kirche reformieren oder gestalten oder etc. können.

So wie Naturschützer beim re-wilding der Natur vertrauen; sollten wir doch dem Herrn des Systems Kirche mehr vertrauen, dass er das richten wird.

10

Dafür müssen wir aber wieder stärker an ihn heranrücken, Ihn unsere Prozesse bestimmen lassen und unsere Strukturen immer wieder prüfen. Geistliche Gemeindeentwicklung scheint mir ein verheißungsvoller Weg zu sein.

Einüben einer spirituellen Haltung: Was ist, darf sein; ich bewerte nicht; ich verändere es nicht.

Und da beim rewilding der Kirche keine Bäume sprießen und Vögel zurückkehren, sondern Menschen berufen, ermächtigt und gesandt werden, benötigen wir endlich ein neues Vertrauen in Menschen, die Gott beruft. Wir sind aber oft viel zu weit weg von ihnen und bringen so eine professionelle und theologische Arroganz mit: Was kann von den Laien schon Gutes kommen?!

Unsere Reformvorhaben kommen nicht ohne Ziele aus, die wir definieren und ohne die kein Verantwortungsträger gewonnen werden kann. Organisationslogik. Das widerspricht aber einer Wald-Wildnis-Kirche.

Immer wieder hören wir, dass die prozessartige Offenheit der Erprobungsräume ihre Besucher beeindruckt.

Nicht, dass wir nun keine Verwaltung mehr bräuchten: und alles sich selbst überlassen müssen. Aber Frage ist, worauf wir unseren Fokus richten: darauf, Dinge zu regeln und zu organisieren oder einfach, zu beobachten, zuzulassen und loszulassen; unterstützen und begleiten, wo nötig.

Vielleicht kann man auch Zonen von Rewilding ausrufen: Wo wir uns ganz zurückziehen und nur noch Verkehrssicherung betreiben etc. Und schaue, was dann möglich ist. Vielleicht werden wir überrascht sein, was der Herr dieser Kirche dort tut.

Was sind die Bäume, die wir brauchen / auf die wir setzen? Import oder Wiedereinführung? Klöster; Stadtteilprojekte; Fresh X

Wie können wir den Neuankömmlingen (Vögel, Wild) Zugang gewähren, so dass sie ihren Samen ausbreiten?

Wo sind die Lücken im System, wo wir neue Bäume unterpflanzen können? Institutionen bieten Lücken;

Wo gilt es, bestehende Monokultur auszudünnen und zu unterpflanzen. Was ist dafür auszudünnen?

Welche Maßnahmen, die behindern, können wir zurückbauen; als ein Stimulus für das System? die Dämme, die wir niederreißen müssen; Was sind die keystone species; die wir einführen?

Umgang mit dem Totholz: Es erfüllt wichtige Funktion: aber für die Zukunft und das Leben und nicht für die Vergangenheit.

Welche Rolle spielen unsere Traditionen? Wo können wir sie für die Zukunft sichtbar machen?

Ziel ist, zu sehen, was möglich ist; wie Kirche sein kann; Das volle Spektrum dessen erreichen, was Gott mit uns vorhat; shifting the baseline

Biodiversität erhöhen, Lebendigkeit und Resilienz des Systems für die Zukunft erhöhen

Schließen möchte ich mit einem Zitat von Knut Sturm; Er ist Bereichsleiter des Stadtwaldes in Lübeck; bekannt für die naturnahe und effiziente Waldbewirtschaftung.

„Der wesentliche Frage ist, was ist mein Ziel mit dem Wald. Das, was wir haben, ist ein dynamisches Ökosystem. Und da laufen eben viele Prozesse nicht immer ganz gleichförmig und in eine Richtung, sondern sie sind zufällig. 30% sind chaotisch und nicht voraussehbar und ich glaube, darauf müssen wir uns einstellen.

Für uns als Förster ist das eigentlich der Supergau. Denn wir müssen ja eigentlich sagen, wo es hingehen soll; wir brauchen ein Wirtschaftsziel. Wenn wir uns an diese natürlichen Prozesse anpassen, wissen wir aber nicht, wo es hin läuft. Das werden wir aber tun müssen, damit wir überlebensfähige Wälder haben.

Deshalb sagen wir auch nicht, dass wir einen ganz bestimmten Waldaufbau in Zukunft haben sollen, sondern für uns ist ein Wald eigentlich nichts anderes als ein zufallsbeeinflusstes multivariablen Sukzessionsmosaik.

*Was heißt das: Sie legen die Hände lieber in den Schoß als an die Axt?*

Ja, ganz genau. Und wir gucken: Was gibt uns der Wald und davon, was uns der Wald gibt, ernten wir bestimmte Sachen. Und was eben augenblicklich auf dem Markt läuft.“

Stellt die entscheidende Frage am Anfang. Was ist die Kirche für uns? Was wollen wir von ihr? Soll sie ein lebendiges, dynamisches System sein oder ist sie Kulturpflege oder ist sie eine Behörde, die sichere Gehälter für ihre Mitarbeiter bietet.

Wenn sie wirklich ein Lebendiges, dynamisches System sein soll, dann tut unsere Kirchenentwicklung gut daran, sich vom naturnahen Waldumbau inspirieren zu lassen.